

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun

Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden

Band: 9 (1949-1950)

Heft: 1

Artikel: Die Lehrerpersönlichkeit

Autor: Schmid, Martin

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-355707>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Lehrerpersönlichkeit

von Seminardirektor Martin Schmid

Vorbemerkung: Meine Ausführungen über das mir vom Vorstand des Lehrervereins gestellte Thema «Die Lehrerpersönlichkeit» sind vorwiegend diktirt von Beobachtungen und Erfahrungen des eigenen Lehrerberufes, und es mag da und dort scheinbar Abseitiges zu viel Raum beanspruchen und den organischen Aufbau des Ganzen stören. Mein Vortrag ist in eben dem Maße Selbstbesinnung als er Andere zum Nachdenken aufzufordern sich verpflichtet fühlte.

Es wäre recht müßig, über die Lehrerpersönlichkeit zu sprechen, wenn nicht heute die Persönlichkeit, das Individuum, das Einzelwesen, in seinem einmaligen Wert, in Frage stünde.

Legen wir das zusammengesetzte Wort Lehrerpersönlichkeit in seine Teile auseinander, um in bewährter Schulmeisterart vom Teil zum Ganzen vorzuschreiten.

Der Lehrer! Schöner Glanz ruht auf dem Wort seit den Tagen der griechischen Weisen und Lehrer. Wenn wir in die dämmrige Ehrenhalle unserer abendländischen Geschichte treten, wer kennt all die hohen Gestalten, die Mnemosyne, die Erinnerung, an die bröckelnden Kalkwände gemalt hat?

Dort an der entfernten Wand, dem Eingang gegenüber, der schwerfällig-linkische Sokrates mit dem listigen Faingesicht, in der immer gleichen, zerknitterten Tunika, von Neugierigen: Knaben und Männern, Reichen und Armen umgeben, die er durch messerscharfe Fragen in die Enge treibt und vor die letzte Entscheidung stellt: Erkenne dich selbst! Rechts Plato, den kreisenden Ideen verpflichtet, über den vollkommenen Staat grübelnd, unter einem lichten Sternenbogen; weiter Aristoteles, der Empiriker, im Säulenportal seiner grandiosen Schule, Epheben entlassend und Neugierige empfangend.

Hier, dem betrachtenden Auge näher, an der rechten Wand, aber die aristotelische Gruppe fortsetzend, die Scholastiker des Mittelalters in der Dominikanerkutte, inmitten Thomas, der Aquinate; er hält sein Hauptwerk, die summa theologiæ vor die schmale Brust. Zu seiner Rechten schaut Ihr das scharfe Profil Dantes mit der Adlernase; weiter Gestalten, die ich nicht kenne, vielleicht Kommentatoren, die ja nie fehlen, wo ein königlicher Geist verwegen in den Himmel baut.

Aber hier näher die Humanisten: Erasmus von Rotterdam, im Barett des Gelehrten, die funkelnde Kette auf dem Kleide von Brokat; der zur Linken könnte Reuchlin sein und da natürlich Thomas Platter, frische Walliser Gletscherluft auf den roten, apfelrunden Backen.

Das hier sind natürlich die Reformatoren: Luther, Zwingli und Calvin; auch die Geschichte liebt und verwendet die Konjunktion Und und verbindet leicht hin, was im Leben sich befehdet.

Den kennt Ihr nicht, den mit den Zügen müder Trauer und seltener Güte? Das ist Baruch Spinoza, der Jude, der Ausgestoßene, der Glasschleifer und Philosoph, dessen Werk Goethe gefesselt und bereichert hat, weil er zu den großen Realisten und Naturphilosophen zählte.

Hier Johann Amos Comenius mit dem langen Prophetenbart, im Orbis sensualium pictus blätternd; ihr wißt, das war sein Bilderbuch der Welt, das aus dem Labyrinth in klarem, geometrischem Aufbau zur Erkenntnis aller Dinge führen sollte, ein rührend einfaches und zugleich großartiges, einmaliges Lehrbuch, das der Demütige am Ende seines Pilgerlebens aber weggelegt hat in der Einsicht: Eins ist not, Christus!

Gewiß, den kennt Ihr alle: der arme Jean Jaques Rousseau, die verwöhnt melancholischen Züge von mächtiger Pelzmütze beschattet, als gehörte der Genfer unter die Donkosaken.

Hier an der Westwand zunächst die Rationalisten, die Klassiker und Romantiker! Mit Recht ist Lessing in der Schar, nicht nur wegen seines «Nathan», dieses weithorizontigen Humanitätsdramas von vollendet durchsichtiger Form; Lessing hat auch eine «Erziehung des Menschengeschlechts» geschrieben, die man nicht zu Unrecht als chiliastisch bezeichnet hat, d. h. als das Gottesreich erwartend.

Die Klassiker von Weimar sind leicht zu erkennen; wie sie sich gegenseitig den Ehrenkranz zuschieben, ist freilich spießige Spielerei; Große schieben sich keine Kränze zu! Neben Schiller seht Ihr Kant, den großen Philosophen, dessen Tugendlehre der Dichter der «Glocke» in den bekannten Balladen oder Romanzen mundgerecht gemacht hat. Wenn ich ein bißchen schulmeistern darf, so soll's gesagt sein: man kann es kaum genug würdigen, wieviel Tugendliebe, schönen Idealismus, Höhenflug diese Gedichte: Der Taucher, Die Bürgschaft, Die Kraniche des Ibykus usw. — in der Schule gelesen, «behandelt» sagt man, als ginge es um Patienten — ich sage, wieviel Adel diese Gedichte den breiten, deutschen Volksschichten vermittelt haben, bis dann eine andere Zeit kam, welche die Tafeln kehrte, welche nicht klassisch, nicht humanistisch, sondern germanisch sein wollte und den Schimmel Odins sattelte. Mit welchem Erfolg wissen wir.

Hier, Goethe den Rücken kehrend, der unordentliche Strubelkopf — Ihr kennt ihn alle: Heinrich Pestalozzi! Man darf ihn fast nicht mehr beim Namen rufen; er ist so reklamehaft auf alle Postamente gesetzt, auf die flüchtige Banknote gestochen, für Abreißkalender und Festreden geplündert, als Propagandatitel entwürdigkt, daß sein Geist sich zu verflüchtigen droht; kein kantonales Erziehungsdepartement der Schweiz wird ihn halten können, wenn's so weiter geht. Er hat ein Knäblein an der Hand, vielleicht das unglückliche Jaggeli, vielleicht ein Stanserkind oder eins aus dem Pestalozzidorf in Trogen, wer weiß — und murmelt, wenn ich's richtig deute: Dein Nächster ist immer und ewig deine erste, heilige Aufgabe.

Genug denn, Freunde, noch manche Figuren und Gestalten sind ungenannt geblieben — dort wäre August Hermann Francke, der edle Martin Planta, dort wohl Vives, Don Bosco — die einsam oder in Gruppen stehn und schreiten, von Schatten verdunkelt oder vom einfallenden Licht überglänzt, je nach dem Stand der Sonne. Vielleicht betrachtet Ihr sie nochmals allein, da und dort länger verweilend.

Alle sind sie Lehrer, zu unserer Besinnung und Verehrung hingemalt, Persönlichkeiten, aus dem Dunkel der Anonymität, aus den Uniformen der Masse

heraustretend. Sie alle waren durch einen Auftrag ausgezeichnet. Sie alle waren berufen. Sie alle haben sich in den Dienst dieser Berufung gestellt, Leid auf sich genommen, Opfer gebracht, haben geweint und gejubelt, geliebt und gezürnt, gefehlt und gesühnt und, jeden Augenblick des Ewigen gegenwärtig, die Vergänglichkeit überwunden.

Damit wäre der zweite Bestandteil des zusammengesetzten Wortes auch gegeben, aber ich gerate in Mißkredit in vorgerückten Jahren, wenn ich das Wort Persönlichkeit nicht schulgemäß und mit dem allgemeinverständlichen Lehrbuch erkläre; denn unsere Zeit will nicht Bild, nicht Plastik und Gleichnis; sie will Formel und Beweis; sie will psychologische Entkleidung und Entzauberung.

Das Lehrbuch nun sagt etwa folgendes: Zum Wesen der Persönlichkeit gehört zunächst, daß die leiblichen und geistigen Fähigkeiten des Menschen vollentwickelt sind, daß vor allem individuelle Fähigkeiten dominieren. Diese Fähigkeiten äußern sich in reichem, geistigem Leben, in Tätigkeit und Beruf, die unter dem Stern strenger Einheitlichkeit stehen. Aus freiem Entschluß stellt sich die Persönlichkeit in den Dienst der höchsten sittlichen Ziele. Reichtum, Eigenart und Lebendigkeit des leiblichen und geistigen Lebens, Einheitlichkeit und Harmonie in allem machen die Persönlichkeit. Gaudig sagt: Die Persönlichkeit ist das «ideale Ich».

Es brauchte nicht gerade ein Goethejubiläumsjahr zu sein, um sich des großen, deutschen Dichters zu erinnern, wenn von Persönlichkeit die Rede ist.

Wir denken an den jungen Goethe, der sein einzigartiges Ich rücksichtslos, wie von Dämonen getrieben, ausformt, ein kühner Reiter und Schwimmer, ein rastloser Wanderer, ein leidenschaftlich Liebender, ein Jubelnder und Leidender, ein den Göttern Trotzender, ein Titan und Sturmgeist, ein «Kerl», wie die Sturm- und Drangzeit sagte.

Wir denken an den Goethe der Italienzeit, der unablässig forscht und an seinem Weltbild arbeitet,

und wir denken an den alten Goethe, der als Lehrer und Erzieher seiner Nation auftritt, weil er sein Selbst als gesetzliche Weltform begreift und in allem Vergänglichen und Wandelbaren ein Gleichnis sieht dessen, was wandelbar unwandelbar ist und aus dem Göttlichen fließt. Nicht umsonst hat Schiller ihn bewundert; nicht umsonst war Goethes Weimar ein literarischer Gnadenort; nicht umsonst geht noch heute keiner an ihm vorüber, dem Bildung innerstes Anliegen, bewußt gewordenes Anliegen ist. In Goethes Nähe ist überall Weihe und Größe. Ich habe mich immer gewundert, daß und wenn man ihn als Heiden (wenn oft auch etwas unsicher) bezeichnete, der den Jünger auf Abwege führe. Nichts falscher als das! Wer Großes schafft, ist auch fromm; denn alles Große entsteht im Aufblick nach Gnade und Segen. Aber nicht davon ist hier die Rede, obwohl wir uns mit solcher Betrachtung nicht aus dem Bannkreis des Wortes Persönlichkeit entfernen. Direkter aber gibt das vielzitierte Goethewort das Thema: «Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit».

Man hat den Eindruck, wenn man seine Aufzeichnungen und Auslassungen durchgeht, daß schon Goethe die Persönlichkeit in Gefahr wußte. Während seines ganzen Lebens bekämpfte er die moderne — sagen wir, die verabsolutierende — Wissenschaft, weil sie die Natur vom Menschen ablöse, entgeiste, zum Stoff erniedrige.

«Der Mensch an sich selbst», schreibt er einmal an Zelter, «insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann. Und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will. Ebenso ist es mit dem Berechnen. Es ist vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt, sowie sehr vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt. Dafür steht ja eben der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Teilung derselben gegen das Ohr des Musikers? Ja man kann sagen: Was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modifizieren muß, um sich einigermaßen assimilieren zu können?»

Dies Wort, dem noch viele inhaltlich verwandte Worte Goethes an die Seite zu stellen wären, wird uns immer wieder berühren. Hier sei lediglich betont, daß diese Entgleisung, Entpersönlichung heute so weit fortgeschritten ist, daß sie jedermann sehen kann. Heute heißt es «Masse Mensch», heißt Kollektivum statt Individuum. Es ist sicher halbe Wahrheit, wenn man sagt, der freie, abendländische Mensch sei durch Asien, durch den Bolschewismus in Gefahr; es ist eben so wahr: er ist's durch die Vermassung, Entseelung, Entpersönlichung, die auch bei uns sichtbar wird. Wie es dazu gekommen, ist nicht so leicht zu sagen; denn die Entwicklung ist komplexer Natur. Da ist einmal die spezialisierende Wissenschaft, die Kenntnis der vom Individuum abgelösten Natur, die nur noch Stoff und Kraft, vom Gesetz beherrscht, kennen wollte und sich schließlich der eiskalten Sachlichkeit rühmte. Wo diese wissenschaftliche Sachlichkeit das erste und letzte ist, da darf auch das Experiment am lebenden Menschen, eben im Dienste des Fortschrittes der Wissenschaft gewagt und getätigt werden.

Da geht parallel eine Überbetonung des Verstandesmäßigen, also eine Auflösung des harmonischen Menschen, das Hervorbrechen des Machtriebes, die Entwicklung der Geldwirtschaft, der Siegeslauf der Technik, das Übermächtigwerden des Staates; schließlich steht der Mensch vereinzelt, hilflos, unsicher, voll heimlicher Angst in der Öde, eine Nummer, ein Nichts. Er kann nicht mehr anbeten, nicht mehr staunen, nicht mehr zu sich selbst kommen, weil er sich vor das Nihil gestellt sieht.

«Närrischer Mensch», meint Goethe zu Eckermann, der eine Grasmücke bewunderte, die sich freiwillig in Gefangenschaft begab, um ihre Jungen zu füttern, «närrischer Mensch, wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern! Besiegelte Gott den Vogel nicht mit diesem allmächtigen Triebe gegen seine Jungen, und ginge das gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können! So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam.»

Ich sagte schon, statt Persönlichkeit heißt es heute Masse. Das Wort Masse ist uns sehr geläufig geworden. Wir verstehen darunter Horde, Zusammenballung, die den Einzelnen auslöscht. In der Masse ist der Einzelne ohne Ich, ohne Wert; dafür gewinnt er das Machtgefühl der Gesamtheit, erlebt er den Rausch der Menge. Die Waffe der Masse ist die große Zahl. Zwar braucht die Masse durchaus nicht immer zerstörend zu wirken; aber sie ist doch ungezähmte Natur und darum gefährlich. Die Masse ist leichtgläubig, verführbar; darum die schreiende Propa-

ganda. Die Masse ist gefühllos stumpf für den Schmerz des Einzelnen; sie opfert in sinnlosem Luxus der Straße ihre Menschenleben.

Velleicht sagt nun der helvetische Optimist, in der kleinen Schweiz sei es noch lange nicht so schlimm; unser Föderalismus bewahre vor solcher Entwicklung, und unsere Gegenwart knüpfe noch überall an gesunde Tradition an. Noch jodeln wir auf freien Höhen und wissen, wo Bartli den Most holt. Ich gestehe, skeptisch zu sein, und so habe ich Ihnen all das bisherige gesagt. Ich habe Sie trotzdem keinen Umweg geführt, sondern immer das Thema «Die Lehrerpersönlichkeit» im Auge behalten.

Und nun sei es gesagt: Lehrerpersönlichkeit ist eigentlich ein Pleonasmus. Nicht jede Persönlichkeit ist freilich Lehrer; aber zweifellos muß der Lehrer eine Persönlichkeit sein.

Als solche muß und wird er aufgeschlossen, lebendig und erkennend in der Zeit, Gegenwart und im Volk stehen. Und er muß und wird an ihr leiden; denn alle Erkenntnis ist Leiden, wie schon Pestalozzi wußte. Den heiß ich einen oberflächlichen Lehrer, der die ganze Woche moralisiert und über den Leichtsinn seiner Schüler schimpft; am Sonntag aber schwingt er sich auf sein Motorrad und rast durch die ganze Schweiz, inklusive das Fürstentum Liechtenstein, wie ein versprengter Oberst.

Er wird aber auch glauben, hoffen und lieben. Das klingt wie aus einer Konfirmationsstunde; ich kann's aber nicht anders sagen und darf erwarten, verstanden zu werden. Hoffen und Glauben an den Erfolg seiner Aufgabe strömen ihm vielleicht selbstverständlich aus der noch unerschütterten Tradition seines Herkommens und des Lebenskreises seiner Schüler. Vielleicht gibt es bei uns noch jene gesunden, geschlossenen Bergschulen, wo die Kinder rotbackig wie aus dem Paradies bezogen scheinen und alles eitel Freude und Friede ist, Bergschulen, wie sie der gute, alte Inspektor Martin zu kennen glaubte, Schulen, wo noch der General Dufour vergilbt als einziger Schweizergeneral über dem gewaltigen Katheder hängt und die Weltgeschichte mit der Churer Calvenfeier vom Mai 1899 aufhört, punktum! Ja, gibt es sie noch?

Glauben und Hoffen an seine Arbeit schenken ihm im besondern seine Konfession, die katholische und die protestantische, oder sie sind der Preis leidenschaftlich-ernster Auseinandersetzungen mit den Fragen der Zeit. Eines ist sicher: sie gehören zum Lehrer und Erzieher; sie sind sein Teil, heute wie ehedem. «Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich als durch die Erziehung, als durch die Bildung zur Menschlichkeit, als durch die Menschenbildung», sagt Pestalozzi in seinem berühmten Aufruf von 1815 «An die Unschuld, den Ernst...» Nicht weniger überzeugt vom Wert der Bildung und Erziehung ist General Dwight D. Eisenhower, jetzt Präsident der Columbia-Universität, in Ausführungen an die Eltern. Der gute Lehrer wird ja auch nie an seinem Erfolge zweifeln, weil er in kleinen Verhältnissen wirke und die Welt groß und von ganz anderen Mächten beeinflußt sei. Der Baum des Lebens hat unendlich viele kleine Saugwurzeln, die alle, alle wichtig sind und getränkt und gehegt werden wollen, sollen Stamm und Krone des Baumes gesund bleiben.

Glaube und Liebe, sehende Liebe, nannte Pestalozzi die Gemeinkraft. In ihr erlebt der Mensch die Verbundenheit mit den Mitmenschen, mit der Welt, mit Gott. So ist das Wort zu verstehen, Gott sei die nähste Beziehung des Menschen. Wer aber den Mitmenschen liebt, und wer an ihn glaubt, der läßt ihn weder kör-

perlich, noch geistig, noch seelisch verkümmern. Wer bejammerte nicht Eltern, die ihre Kinder verkommen lassen; wer nennte sie nicht unnatürlich, abwegig, pervers? So aber, gleich den guten Eltern, erlebt sich auch der Lehrer als Diener des Lebens, der Schöpfung, des Kindes. Das ist es, was wir mit dem Worte Berufung bezeichnen. Der Lehrer, der Schulmeister ist berufen, was etwas großsprecherisch klingt; sagen wir also, er kommt aus Begabung, aus Liebe zu seinem Beruf, wie der Maler zum Malen. Ich sehe es darum nicht gerne, wenn junge Lehrer oder gar lippenbestiftete Lehrerinnen fürchten, man sehe ihnen den Beruf im Gesicht und an der Gebärde an. Warum auch nicht? Ich wüßte nicht, was ich lieber wäre als Lehrer und fürchte nicht, man sehe mir den Lehrer an.

Wer würde und wäre denn Lehrer ohne Liebe zum Lehrerberuf! Aber höre! Du bist, mein Lieber, immer ein Diener, wenn Du wirklich Lehrer bist, ein Josef Knecht, um einen sprechenden Namen aus Hesses «Glasperlenspiel» zu borgen. Alles kritisiert Dich; alles weiß alles besser. Die Eltern sind ja oft närrisch in ihre Kinder verliebt, und Deine Vorgesetzten sind oft schwach, und so flickt man hartnäckig an Dir herum und mißtraut Deinem Urteil.

Du bleibst ein kleiner Mann ohne Aufstiegsmöglichkeit; höchstens reicht's von einer Halbjahresschule zu einer Jahresschule und vielleicht zu einer Charge — Fähnrich, wenn Du grad gewachsen bist — im Männerchor oder Schützenverband.

Du bist Zeit Deines Lebens ungenügend besoldet. Du bist, wenn's gut geht, so entlohnt, daß Du Deine Familie durchbringst, wenn sie nicht zu groß ist und nicht Krankheiten durch das Schlüsselloch hereinschleichen. Geld für Bücher, für eine belehrende Reise, für eine kleine Sammlung, für eine richtige Erholung, nein, Du hast sie nicht! Der Staat muß Deine Weiterbildung subventionieren, sonst geht's nicht. Du bist eigentlich immer ein bißchen Bettler.

Und doch, wer könnte jahraus, jahrein lehren, unterrichten, ausgeben, wenn er nicht von Zeit zu Zeit wieder einnehmen, aufnehmen, sich bereichern könnte? Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, auch unter Lehrern, die Methode mache den Lehrer; wenn er sie nur habe, die rechte Methode, dann sei der Erfolg da, unter allen Umständen, auch wenn seine Kenntnisse noch so kümmерlich seien.

Darüber möchte ich an dieser Stelle doch sagen, was mir am Herzen liegt. Zunächst: ich bin ganz einverstanden, wenn betont wird, Lehren und Unterrichten sei die Hauptaufgabe des Lehrers. Die Forderung, die Schule soll weniger Kenntnisse vermitteln und dafür mehr erziehen, ist eine Forderung aus der Verlegenheit heraus. Wo das Elternhaus versagt, soll die Schule einspringen. Das kann sie natürlich nicht. Wo das Elternhaus versagt, bleibt nur die Fürsorge! Also der Unterricht wäre Hauptaufgabe der Schule. Wir glauben an einen «erziehenden Unterricht», wie ihn Paul Conrad in der Nachfolge Herbarts mit Ernst und Nachdruck betont und gelehrt hat. Fleiß und Ausdauer, Genauigkeit und Wahrheit, Hingabe und Bescheidenheit, sie können durch einen guten Unterricht geübt werden.

Also betonen wir auch die Wichtigkeit der Methode. Wie sollten wir nicht? Sie ist das Handwerkliche, der Griff und der Pfiff, das gekonnte Gestalten, die Technik des Aufbaus; ihre Bedeutung versteht sich für den Lehrer von selbst. Wer kein Methodiker, der ist auch kein Lehrer. Wo immer es um neue Methoden geht, ist also sicher mein ganzes Interesse dabei.

Aber Achtung, unbewachter Bahnübergang! Wo die Methode Selbstzweck wird, zur Routine sich veräußerlicht, da fliehen Geist und Ehrfurcht. Wo man eine Methode einfach übernimmt und als bloße Unterrichtstechnik anwendet, da entsteht ein Leerlauf. Welches Unheil haben die vielen Leitfäden für Dramen und Gedichtbehandlung angerichtet; wieviel Stroh ist in den Lesebüchern geblieben, weil die methodische Behandlung geläufig und überliefert war. Denken Sie z. B. an Uhlands «Schwabenstreiche», wo am Schluß — methodisch freilich einwandfrei — je ein halber Türke zur Rechten wie zur Linken vom Rosse sinkt. Auch Herbarts Satz aus der Allgemeinen Pädagogik von 1806 möchte ich nicht ohne weiteres unterschreiben; er lautet: «Das ist das Höchste, was die Menschheit in jedem Moment ihrer Fortdauer tun kann, daß sie den ganzen Gewinn ihrer bisherigen Versuche dem jungen Anwuchs konzentriert darbiete, sei es als Lehre, sei es als Warnung.» Ich glaube — aber ich lasse mich belehren —, diese Auffassung stehe der Pestalozzis diametral entgegen, wonach es gelte, durch den richtigen Unterricht Kräfte, Anlagen des Kindes zu entwickeln, nicht Bildungskonserven zu reichen. Pestalozzi hat freilich ein halbes Leben um die richtige Methode gerungen; von seinen Schülern, die sie offenbar äußerlich und eitel anwandten, hat sich Goethe verärgert weggewandt.

Sobald die «Methode» äußerlich ist, losgelöst von tieferem Berufsethos und heiliger Verantwortung, Herrin statt Dienerin, führt sie zu Spielerei und Routine. Karl Barth, der dem pädagogischen Betriebe unseres Landes gelegentlich ein boshaf-überlegenes Sätzlein widmet, hat einmal den bekannten Basedow das Urbild aller Schulmeister genannt. Und in der Tat, was seine Philanthropine alles an methodischem Hokuspokus lieferten, durch aufgetakelte Prüfungen vorzubürgern, das ist höchst merkwürdig. Es ist mir das bei Studien über Marschlins und seine Schule zum Bewußtsein gekommen.

Aber ich halte, fast erschrocken, inne und sage: «Verachtet mir die Meister nicht!» Nehmt die Methode ernst, studiert alles Neue, prüft es, behaltet das beste. Aber, und das zu betonen ist mir wichtig, es kann sich bei unserm Lehren und Bemühen nicht nur um das rein unterrichtliche Ziel, um den rasch sichtbaren und hörbaren Erfolg handeln, sondern um die Erfassung des ganzen Menschen, um das Lebendigmachen der geistigen Kräfte, um die Formung seines sittlichen Charakters, um Dienst an einer Humanität im tiefsten Sinne des Wortes, um Formung der Persönlichkeit. Ohne diese Verpflichtung vor Augen wird man immer leichtfertig dem Neuen nachspringen, probeln und schwanken, und das Unmögliche kann Trumpf werden. Man wundert sich etwa, wenn junge Lehrer nach wenigen Hochschulsemestern eine akademische Methode an junge Leute herantragen, alle Systeme des Tierreiches diktieren oder gar Tiere vor den Schülern sezieren. Die blaue Wegwarde am staubigen Bord, die Salbei auf der windbewegten Sommerwiese, die Blaumeise im Apfelblütenbaum und die scheue Drossel im Johannisbeerstrauch aber bleiben unbekannt. Es nähme mich wunder, wieviel Prozent der Schweizerbevölkerung die wichtigsten einheimischen Vögel kennen. Nun ist an der Unkenntnis unserer Landsleute auf verschiedenen Gebieten natürlich nicht einfach die Schule schuld; die heutige Zeit zersplittet und hat oft andere Interessen in den Vordergrund gerückt. An Kenntnis der Automobilmarken waren mir meine Buben schon mit fünf Jahren über. Aber alle Schuld wollen wir auch nicht abwälzen. Darum sage ich noch einzelnes zur Methode.

Was verlange ich von der guten Methode? Dreierlei.

Erstens die wohlüberlegte Stoffauswahl. In der Julinummer der Zeitschrift «Gesundheit und Wohlfahrt» schreibt der Berner Erziehungsberater, der Lehrer genieße in der Gestaltung seiner pädagogischen Wirksamkeit eine große Freiheit, das sei ein Vorzug, den sie, die Berner, nicht missen möchten; denn fruchtbare erzieherische Arbeit gedeihe wirklich nur da, wo sie sich in Freiheit entfalten können. Mir aus dem Herzen gesprochen! Und sicher auch Ihnen! Aber es gab und gibt doch Bündner Lehrer, die den neuen Bündner Lehrplan als Rückschritt empfanden und empfinden, weil er nicht genaue Stoffvorschriften bringe, so daß man nicht wisse, was im einzelnen durchnehmen. Sie empfanden diese Freiheit der Stoffwahl als Nachteil, weil er die Entscheidung ihnen überließ. Ja, ja, Freiheit ist Verpflichtung und gar nicht immer bequem!

An der überlegten Stoffauswahl erkennt man gleich den verantwortungsbewußten Lehrer. Es ist z. B. nicht «notwendig», im Geschichtsfach der Volkschule — und nur die Volksschule interessiert uns hier — die Zeiten und Ereignisse von den Höhlenbewohnern bis zu Adolf Hitler durchzunehmen. Der Stoff soll so ausgewählt werden, daß der austretende Schüler eine lebendige Beziehung zu seiner Heimat und ihrer Bestimmung hat. Mit Huizinga geredet: «Geschichte ist die geistige Form, in der sich eine Kultur über ihre Vergangenheit Rechenschaft gibt.» Haben Sie aus der Doktorarbeit unseres Kollegen Pappa gelernt, daß es Jahrhunderte brauchte, bis der Bündner zum eidgenössischen Staatsbewußtsein kam? Unsere Geschichtskenntnis läßt uns aber auch ahnen, daß wir zu einem europäischen Bewußtsein heranreifen, so daß, was heute schon Technik und Verkehr verbinden, einmal geistige Einheit sein wird. Ich habe den Eindruck, daß der Geschichtsunterricht das Feld sei, auf dem unsere Lehrer heute viele verlorenen Schlachten liefern, und ich muß immer lachen, wenn ich klagen höre, man käme mit dem Stoff nicht durch. Wer kommt denn mit dem Stoff durch, da er sich ewig häuft? Den Geist müssen wir befragen, nicht den Stoff. Geist häuft nicht Stoff; Geist verzehrt Stoff, verwandelt Stoff.

Könnte uns nicht auch einmal ein Blick in die Gegenwart die Tragik geschichtlicher Zeiten nahebringen und im Innersten berühren? Wenn wir von dem endlosen Zug verlorener Flüchtlinge erzählen, den Ausgestoßenen, Ärmsten und Elendesten, die auf den verdämmernden Heerstraßen der Geschichte heute wandern, in Höhlen, Ruinen, im «Menschenpferch», sagt Edwin Arnet, wohnen, dumpf und stumpf und ausgebrannt, berührten wir nicht die innerste Saite der Jugendlichen und ginge ihr Herz nicht über vom brüderlichen Leid? Allein Bayern hat zwei Millionen Flüchtlinge, von denen nur 500 000 in den Arbeitsprozeß eingegliedert sind; jeder Arbeitende muß vier bis fünf Kameraden mitdurchbringen. Im Nikolaskloster in Passau betreuen acht Schwestern 1200 Flüchtlinge. Die gewaltigste Schilderung schöpft nicht aus, was in den Flüchtlingsbunkern von heute an Jammer, Kummer und Verzweiflung ertragen wird.

Wenn unser Schüler aber die Gegenwart nicht sähe, wie soll er die Vergangenheit verstehen?

Die entsprechenden Überlegungen und Forderungen, die Stoffauswahl betreffend, gelten für Naturgeschichte, für Geographie, für alle «Fächer», um das omniöse Wort zu gebrauchen; sie sollen sich ergänzen, runden und ein Ganzes werden. «Konzentration des Unterrichtes», die alte und immer neue Forderung, ist Ihnen allen vertraut.

Auch über die Gestaltung des Unterrichtes will ich mich kurz fassen, denn die Persönlichkeit, nicht die Methode ist das mir gestellte Thema. Sie kennen Pestalozzis Dreischritt. Nur eines greife ich heraus: die Anschauung; denn m. E. wird die Forderung «Anschauung», Veranschaulichen vielfach falsch verstanden. Etwas vor die Sinne führen, mit den Augen sehen, mit den Ohren hören, mit den Händen betasten, ist noch nicht Anschauung. Anschauung heißt etwas in den Zusammenhängen erkennen, in seiner Struktur begreifen, hinter die Erscheinung gelangen. Der Wagner, der ein Rad zusammenstellt, Teil um Teil, bis es blitzend dahinrollt, hat eine Anschauung vom Rad. Der Büchser, der eine Büchse baut, hat eine Anschauung von seinem Feuerrohr. Zur Anschauung gehört ein schöpferischer Akt, die ordnende Gestaltung des Geschauten, also nicht nur die Analyse, sondern auch die Synthese. «Man sieht nur das, was man weiß», sagt Goethe. Ist Ihnen die köstliche Episode bei Gottfried Keller gegenwärtig, wo der junge Hediger vom Vater das Gewehr borgen möchte? Ich finde immer wieder entzückend, wie der Alte dem erwartungsvollen Sohne das Gewehr erklärt, Teil um Teil lösend und bezeichnend und schließlich voll übermütiger Schadenfreude und königlicher Meisterlust alles durcheinandergerüttelt zurückläßt, so daß der Junge gar nichts damit anzufangen weiß, bis die Mutter rettend einspringt. In dieser kleinen Szene ist der ganze Keller: gescheit, voll feinen Humors und voll göttlichen Schöpferstolzes. Alles wohl durcheinandergerüttelt! Nun seht zu, wie ihr's zusammenleimt! Hört man das unterdrückte Lachen?

Achten wir darauf, daß wir nicht Anschauung vermitteln, wo die Schüler schließlich die Teile in der Hand haben, «fehlt nur noch das geistige Band». Das vor die Sinne Geführte muß immer auch sprachlich gestaltet, vom Geist in die höhere Einheit gehoben werden, sonst bleibt es taube Frucht. Und nun ist es auffällig, wie parallel zu den vielen Bildern, Illustrationen, Modellen und Veranschaulichungen aller Art die Sprache sich veräußerlicht und entleert hat. Im Ringen mit dem Stoff entzündet sich eben die schaffende Kraft. Hoch gesteigerte Technik hat sich der Kunst immer als nachteilig erwiesen. Das gilt auch vom Unterricht, soweit er schöpferischer Art ist. Wie unplastisch, blaß, buchmäßig, leer ist doch die Sprache und Rede mancher Lehrer. «Die Journalisten und die Schule haben die Sprache ausgehöhlt, und dadurch untergraben sie die Moral sichtbar als die Ärgernisse, auf die sie den Finger legen», sagt Denis de Rougemont in seiner Studie «Les Personnes du Drame» (übersetzt von Ad. Ribi). Er meint, daß wir abstrakter Ausdrücke für eine gewisse Verbreitung der Ideen bedürfen, welche die Dinge und das Konkrete vertreten wie die Banknoten das Gold der Reserve. Wenn aber keine Dinge mehr hinter den Wörtern stehen, dann haben wir nach Rougemont die nominalistische Inflation. Für sie gebe es nur ein Hilfs- und Heilmittel: die Rückkehr zur Grundbedeutung der Wörter. Die Wörter in ihrem ursprünglichen Sinn gebrauchen, heiße zur Erscheinung der Inkarnation zurückkehren; die Sprache wiederfinden in ihrer Geburtsstunde, in statu nascendi, der, wie uns die Chemie lehre, der Zustand der äußersten Wirkungskraft sei. Man könnte auch sagen: der Geist ist im Wort, «er denkt in Bildern, wie der Traum zeigt». Die Sprache aller schöpferischen Menschen ist darum «voller Figur», ist Anschauung. Schlägt irgend eine Seite der Bibel auf, und die lebendige Kraft des Wortes, Bildnis und Gleichnis springen euch entgegen; schaut und denkt nach, wieviel Goethe, Pestalozzi, Gotthelf, Keller dem biblischen Wort verdanken. Darum muß man den Schüler zum Dichter führen und nicht in unseligem

Unglauben ihm Wassersüpplein abgestandener Lesestücke vorsetzen, die «leichter» seien. Dazu sind wir eben Lehrer, daß wir einen Text vorbereiten, auslegen, emporheben in die Weihestunde des Erlebnisses und durch gekonnten Vortrag krönen. Ich behaupte, das Wort ist immer noch das vornehmste Anschauungsmittel, die Phantasie — die exakte Phantasie, sagt Goethe — zu entzünden, die Einbildungskraft, wie die Alten so schön sagten, zum Gestalten zu bringen.

Treten Sie in eine Unterschule, zu den Anfängern, und Sie werden mir recht geben. Wer da nicht kindertümlich redet, wird nicht verstanden. Was aber heißt kindertümlich? Heißt das nicht die Sprache wiederfinden in ihrer Geburtsstunde, im Zustand äußerster Wirkungskraft?

Damit komme ich zur dritten methodischen Forderung: Berücksichtigung der psychologischen Situation. Der Lehrer muß die Fähigkeit haben, den Entwicklungsstand, die Fassungskraft und die Erlebnisbereitschaft einer bestimmten Altersstufe zu erfassen und ihnen entgegenzukommen. Er kann es also nicht «immer gleich machen», dies Jahr betonen, daß die letztjährige Klasse besser gewesen, daß er es schon zwanzig Jahre so mache und was der wehleidigen Ausrufe mehr sind. Und kann man denn eigentlich Knaben und Mädchen bis zum Austritt aus der Schule mit den gleichen Stoffgebieten unterhalten und fördern? Darüber wäre zu sprechen, wenn wir Zeit hätten. Sicher ist: gründliche wissenschaftliche Ausbildung täte ihm not.

Betonen möchte ich hier, wie wichtig es ist, den Dialekt zu pflegen, auf den untern Schulstufen aus ihm heraus, mit ihm und durch ihn zu gestalten; denn er ist die Sprache der Mutter, voll Wärme des Herzens, voll Gefühl der Seele, voll Bild- und Leuchtkraft. Das Bündner Deutsch steht auf einer tiefen Schwelle; eine Deutschbündnersprachbewegung wäre zu begrüßen. Keinesfalls dürfen die Lehrer mit der kurzsichtigen Parole aufrücken: möglichst rasch das Schriftdeutsche pflegen!

Verwandt mit der Forderung der Sprachpflege ist die nach fröhlicher Förderung und Übung der sogenannten Kunstmächer. Singen, musizieren, malen, zeichnen, formen, Theaterspielen, das sind alles prächtige Möglichkeiten, Anlagen zur Entfaltung zu bringen, Knospen des Talents zum Blühen anzuregen, und darum geht es doch! Der Psychologe Piaget hat nachgewiesen, wie wichtig die Symbolwelt für das Kind ist. Daß das Rechnen und der Aufsatz nicht zu kurz kommen, ist selbstverständlich.

Vom Lehrer verlange ich also, daß er in seiner Art ein Künstler, daß ihm, noch einmal sei's gesagt, Lehren und Bilden Bedürfnis sei. Man soll das ja nicht falsch verstehen. Ein Künstler ist nicht, wem's der Herr im Schlaf gibt, wer's aus dem Handgelenk schafft. Zum Künstler gehören Bienenfleiß, unermüdliche Arbeit, saure Wochen und lange Nachtwachen. Man sehe doch, wieviele Studien Hodler für seine gewaltigen, wie hingeworfenen, Bilder macht, welche Summe von Vorbereitungen Schiller trifft, bevor er ans Niederschreiben seiner Dramen geht, wie Thomas Mann Hunderte von Seiten auszieht über alle die Gebiete, die der geplante Roman dann beleuchten wird. Und dann — dann erscheint das Werk wie aus dem Nichts geboren!

So wird auch der gute Lehrer ein reiches Wissen auf allen Gebieten ansammeln und sein Können immer mehr vervollkommen. Wer gäbe denn, so er nichts hat? Es ist schade, daß jene Lehreroriginale immer mehr aussterben, die ihr Steckenpferd hatten: alle Instrumente spielten, Siegel sammelten, schnitzten, die Pflan-

zen der Heimat kannten wie der beste Botaniker, in den Klassikern zu Hause waren, besser als ein deutscher Literaturprofessor. Schade, weil solche Liebhabereien, abgesehen vom Fachlichen, das Herz jung erhalten bis in die alten Tage und vor Vergrämung und Verdüsterung bewahren.

Denn Unterrichten macht müde, und aller pädagogische Erfolg ist notwendig Stückwerk. Wir messen am Vollkommenen und stoßen uns an der Wirklichkeit. Es kann sich ja nur immer darum handeln, daß ein Kind sein Ziel erreiche, seine besondere Aufgabe erfülle, seine Möglichkeiten ausschöpfe. Wer könnte einen Unmusikalischen zum Musiker machen, zur Rechnerin ausbilden, die keine Anlage zum Rechnen hat? Und gibt es denn nicht auch Grade des moralischen und sittlichen Könnens? Positive und negative Milieueinflüsse? Da nützen dann Theorien, Grollen und Stirnrunzeln, Kniffe und Methoden nichts. In solchen Fällen empfiehlt Paul Häberlin «pädagogische Enthaltsamkeit, vor allem aber Enthaltsamkeit in Sachen eigener Wünsche.» Hier zeigt sich dann, ob der Lehrer liebt, ob er das Kind in seiner Eigenart, mit seinen Schwächen, in seiner Einmaligkeit gelten läßt und ihm in seinen leisen Nöten und Wirren zu Hilfe kommen will.

Wehe, wenn er ein Tyrann ist, ein Selbstgerechter, ein Splitterrichter, wenn er eitel, eng und hart vor der Klasse steht! Wenn er nur Mitglied einer Gewerkschaft, nicht aber Schulmeister aus innerm Beruf ist!

Ich möchte ihm Humor wünschen, der auch die Fehler zu unsrer Welt gehörig nimmt, der weiß, daß sich nicht alles reimt, nicht alles restlos aufgeht, der auch das Unvollkommene und Ungenügende zur rechten Zeit gütig besonnt. Zum Humor gehört ja auch die Demut vor dem Unerklärlichen, das Sich-bescheiden, Sich-beschränken.

Nun habe ich noch nichts gesagt über die äußere Führung und Haltung der Lehrerpersönlichkeit: wie der Lehrer die Krawatte bindet, wie er vor der Klasse steht, ob auf einem Bein oder auf zweien, wie er sich im Dorf benimmt usw. Ohne Spaß, ich denke, davon muß ich Ihnen nichts sagen. Wenn der Lehrer kokett, die Beine schlenkernd, auf dem Tische sitzt, betont unfeierlich, als halte er so nebenbei Unterricht, nun, der Herr Inspektor wird sein Notizbuch zücken und den Kugelschreiber spielen lassen. Die innere Haltung spiegelt sich in der äußern, das ist selbstverständlich.

Für mich ist auch nicht entscheidend — ich sage entscheidend —, welche Schulorganisation der Lehrer wählt. Der eine ist etwas autoritärer; der andere bevorzugt die Auflockerung, die Gruppe, die Schülerverwaltung und Schülerregierung. Ob einer eine Schule mit 70 Kindern führt oder eine Bergschule mit einem Dutzend Schüler zu betreuen hat, das wird Einfluß haben auf die Schulgestaltung. Komisch ist dann nur, wenn der Lehrer der Siebenzig die Schar aufzulockern vermag und einen prachtvollen Gruppenunterricht entwickelt, das Unterrichtsgespräch meistert, während das Dutzend in vier uralten Bänken à drei Stück sitzt, jedes gottergeben den Rücken der Kameraden vom Morgen bis zum Abend vor Augen. Man soll immer die Möglichkeiten bedenken, die Vorzüge erkennen, und, das höchste Ziel vor Augen, die Arbeit verrichten.

M. E. dürfte die Bündner und Schweizer Tradition stark genug sein, den Lehrer vor Diktaturgelüsten im Schulzimmer zu bewahren und ihn auch im Kinde die menschliche Würde sehen und achten zu lassen. Darum verzichte ich auf Ausführungen über Lohn und Strafe. Vor Jahren hat sich der junge Privatdozent

Förster allerdings gewundert, daß in den Schweizer Schulen, in den Schulen eines freien Landes, noch so viel geschlagen werde. Ich nehme an, es sei besser geworden und gestatte mir, auf meine Ausführungen über die pädagogische Strafe im Bündner Schulblatt Nr. 2, 1943 zu verweisen.

Ich füge einen kleinen Abschnitt von Häberlin ein. «Jede gute „Methode“ der Erziehung ist Anwendung der Liebe auf den konkreten Fall. Darum ist Liebe die ganze pädagogische Kunst. Und der Erfolg der Erziehung ist zuerst und zuletzt abhängig von unserer Liebesfähigkeit. So relativ wie diese sein wird, so relativ wird der Erfolg sein. Mit künstlichen Methoden ist da nicht nachzuhelfen. Man darf auch nicht vergessen, daß Liebe — echte Liebe — das einzige ist, worauf Kinder positiv reagieren, das heißt: mit gleichsinniger Bereitschaft. Erziehung ist machtlos, wo auf der andern Seite der Wille zum Erzogenwerden fehlt. Sie ist aber immer wirksam, wo im Medium der Liebe der eine dem andern entgegenkommt.»

Es klingt verurteilend, aber es muß doch gesagt sein: wir, nicht wahr, haben oft den Eindruck, Erziehen, Lehren und Unterrichten sei heute besonders schwer geworden. Die Kinder sind wenig gesammelt, leicht abgelenkt, zerstreut, für unser Arbeitsgebiet wenig interessiert, für unsere Mühe wenig dankbar. Die Straße, Radio, Kino, Illustrierte, Sport aller Art nehmen sie leichter gefangen als unser gut gemeintes Wort. Wir schauen hier m. E. den Widerschein jener Auflösung, die eben die Welt erfaßt hat. Überall zeigt sich die Neigung der Vermassung, bei uns gelegentlich als Festgetriebe verkleidet, die Verführbarkeit durch schreiende Reklame, raffinierte Propaganda, die Geschäftsgier, die Hetze der Straße, der Sport als Rekord, kurz die Entseelung und geistige Verarmung. Es ist zwar falsch und als Denkkurzschlüssigkeit charakteristisch, wenn man alles einfach dem «verrohenden» Sport zuschreibt. Der verrohte Sport ist nicht Ursache, sondern Folge und der sichtbarste Ausdruck des Zerfalls. Ich glaube sogar, daß gesunder und gelenkter Sport vieles zur Sammlung und Heilung beitragen kann. Wie auch immer, wir leben in einer chaotischen Zeit, in einer Übergangszeit, will ich meinen. Da lösen sich eben Formen auf und manche brauenden Lösungen sind noch nicht kristallisierungsreif. Vielleicht steigt ein neues Völkerbild herauf, und eine neue Ordnung senkt ihr Baugerüst in die Erde.

Bei Ernst Jünger, ich glaube aus seinem Buche «Der Arbeiter», bin ich auf die Auffassung gestoßen: Wenn die Masse und da die Masse durch Auflösung entstanden sei, könne sie nicht auch durch Auflösung, z. B. durch Ansiedlung in Einfamilienhäusern, überwunden werden. Das könnte nur durch einen Akt der Gestaltung geschehen, nicht von außen her bewirkt, sondern von innen herauswachsend. Wer das wüßte!

Mir scheint, wir sollten es wie Frymann im «Fähnlein der sieben Aufrechten» machen: eilig an die Arbeit gehen, damit dieses Völkerbild einst mit Respekt über unsere Gräber gehe, kleine, bescheidene Diener der Menschheit, Diener am großen Erziehungswerke, «emporzubilden das Volk zum Genuß der Segnungen seines Wesens.»

So habe ich denn die Lehrerpersönlichkeit geschildert, wie sie sein soll, nicht wie sie ist, verpflichtend und auffordernd; hingemalt auf die bröckelnden Kalkwände der Zeit die kleine anonyme Gestalt des Volksschullehrers.

Auch das ist pädagogische Haltung, wie ich glaube.